

Anja Werner, Marion Schmidt (Hg.)

UNSICHTBARE GESCHICHTE(N) SICHTBAR MACHEN

*Gehörlose und schwerhörige Menschen
im deutschsprachigen Raum
vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart*

Unsichtbare Geschichte(n) sichtbar machen

Disability History

Herausgegeben von Gabriele Lingelbach, Elsbeth Bösl und Maren Möhring
Band 12

Anja Werner, PD Dr., leitet an der Universität Erfurt eine DFG-Forschungsgruppe über gehörlose westliche Missionar:innen und Gehörlosenbildung in Westafrika. Sie war von 2020 bis 2024 Co-Koordinatorin des DFG-Netzwerks »Gehörlosengeschichte«.

Marion Schmidt, PhD ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ethik und Geschichte der Universitätsmedizin Göttingen. Von 2020 bis 2024 koordinierte sie das DFG-Netzwerk »Gehörlosengeschichte«.

Anja Werner, Marion Schmidt (Hg.)

Unsichtbare Geschichte(n) sichtbar machen

Gehörlose und schwerhörige Menschen im
deutschsprachigen Raum vom 19. Jahrhundert bis in
die Gegenwart

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgesellschaft, des Forschungsförderprogramm der Universitätsmedizin Göttingen und der Werner-Schurig-Stiftung zur Förderung der Medizinischen Wissenschaft und Forschung



Videos mit kurzen Zusammenfassungen der Beiträge dieses Bandes in Deutscher Gebärdensprache und mit Untertitelung und Skripten sind zu finden unter:

<https://www.uni-erfurt.de/philosophische-fakultaet/seminare-professuren/historisches-seminar/professuren/neuere-und-zeitgeschichte-und-geschichtsdidaktik/barrierefreiheit-gehoerlosengeschichte/dfg-netzwerk-gehoerlosengeschichte/dgs-videos-unsichtbare-geschichten-sichtbar-machen>



ISBN 978-3-593-51774-2 Print

ISBN 978-3-593-45505-1 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-593-45504-4 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2024. Alle Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: le-tex xerif

Gesetzt aus der Alegreya

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985–2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Dank	9
Einleitung	11
<i>Anja Werner und Marion Schmidt</i>	

Innovative neue Ansätze in der Gehörlosengeschichte und Geschichte der Gebärdensprachen

Zeugen des Sprachwandels: Historische Gebärdensbeschreibungen und ihre Bedeutung für die Erforschung von Gebärdensprachwandel	41
<i>Hanna Jaeger</i>	

Gehörlosengeschichte als transnationale Geschichte: Deutsche Einflüsse auf die schwedische Gehörlosenbewegung und Gehörlosenpädagogik	85
<i>Radu Harald Dinu</i>	

Das Unterrichtsfach Deutsche Gebärdensprache als Motor curricularen Wandels	121
<i>Sylvia Wolff</i>	

Deaf Clan: Eine Mikrogeschichte zur Zugänglichkeit von digitalen Spielen und der Vergemeinschaftung gehörloser Gamer*innen in Deutschland	175
<i>Markus Spöhrer</i>	

Bausteine einer Geschichte andershöriger und schwerhöriger Menschen

- Barrierearme Geschichtsvermittlung und -forschung 207
Paula Mund und Juliane Wenke
- Schwerhörig – und trotzdem dabei: Die Entwicklung der
*Taubstumm*bildung bis zur Schwerhörigenpädagogik am Beispiel von
 Österreich 245
Nathalie Zechner
- Akustik zwischen Wiederherstellung und Optimierung des Menschen 289
Beate Winzer

Fallstudie Deutschland: Selbstbestimmung tauber Menschen Mitte des 20. Jahrhunderts

- »Wo bleibst du Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands?«
 Die Gehörlosenbewegung in der Weimarer Republik 315
Sebastian Schlingheider
- Reformorientierung nach der Katastrophe? Ambivalenzen,
 Kontinuitäten und Brüche an westfälischen »Blinden- und
 Taubstummenanstalten« zwischen 1933 und 1965 355
Jens Gründler
- Normalisierungsdruck und Anerkennungskämpfe: Die Deutsche
 Gehörlosenzeitung in den 1950er und 1960er Jahren 393
Ulrika Mientus

Biographische Ansätze in der Erforschung der Gehörlosenbildung

- Taub geworden, stumm gemacht, von der Geschichte vergessen?
 Die soziale und wirtschaftliche Konstruktion von *deafness* und *dis/ability*
 im Taubstummeninstitut Linz 1812–1869 419
Lisa Maria Hofer

Der Bildungsweg der gehörlosen Missionarin Berta Foster, geb. Zuther (1939–2018): Gehörlosenbildung und Gehörlosenseelsorge im Prozess der Teilung Berlins, 1945–1961	461
<i>Anja Werner</i>	
Gehörlosengeschichte innerfamilial. Eine Fallrekonstruktion von Familiengeschichten von der NS-Zeit bis heute: Gehörlosigkeit, Gebärden und Cochlea Implantat	499
<i>Ines Potthast und Bettina Lindmeier</i>	
Autorinnen und Autoren	531

Dank

An erster Stelle danken wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die das Netzwerk Gehörlosengeschichte im deutschsprachigen Raum zwischen 2020 und 2024 gefördert hat. Der vorliegende Sammelband ist ein Ergebnis unserer Netzwerkaktivitäten. Zusätzliche finanzielle Unterstützung erhielten wir vom Forschungsförderprogramm der Universitätsmedizin Göttingen und der Werner-Schurig-Stiftung zur Förderung der Medizinischen Wissenschaft und Forschung, die uns Schriftdolmetschung ermöglichte, aber auch die Erstellung von online verfügbaren DGS-Videos zu den einzelnen Beiträgen dieses Bandes. Dafür danken wir herzlich. Ebenso danken wir dem Historischen Seminar der Universität Erfurt, insbesondere Christiane Kuller, Paula Mund, Sabine Schmolinsky und Juliane Wenke, die sich in der AG Barrierefreiheit für den Abbau kommunikativer Barrieren engagiert haben und dabei aktiv mit dem DFG-Netzwerk Gehörlosengeschichte kooperierten. Nicht zuletzt erarbeiteten sie eine Webseite zur Barrierearmut in den Geschichtswissenschaften, auf der auch die genannten Gebärdensprachvideos veröffentlicht werden. Anja Werner dankt generell ihren Kolleg*innen am Historischen Seminar der Universität Erfurt für ihre aktives Interesse an der Geschichte gehörloser und schwerhöriger Menschen. Marion Schmidt dankt auch ihren Kolleg*innen vom Institut für Ethik und Geschichte der Medizin, insbesondere Claudia Wiesemann, für ihre Unterstützung beim Versuch um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Ebenso danken wir den Mitgliedern des Netzwerks, die unsere Treffen und Workshops mit anregenden Diskussions-, Forschungs- und Praxisbeiträgen bereicherten und stets um ein konstruktives Diskussionsklima bemüht waren. Insbesondere wollen wir die anregende Zusammenarbeit mit den drei nationalen Gehörlosenverbänden nennen, dem deutschen Gehör-

losenbund DGB mit Präsidenten Helmut Vogel, dem Österreichischen Gehörlosenbund ÖGLB mit Präsidentin Helene Jarmer und Vize-Präsident Lukas Huber sowie dem Schweizer Gehörlosenbund SGB-FSS mit seinem Geschäftsführer Harry Witzthum. Außerdem danken wir den beiden Verbänden Kultur und Geschichte Gehörloser e.V. (KuGG) und insbesondere seinem Verantwortlichen für Deaf History Ralf Kirchoff sowie der Interessengemeinschaft Gehörloser jüdischer Abstammung in Deutschland (IGJAD) mit ihrem Präsidenten Mark Zaurov.

Ein besonderer Dank gilt den Gebärdensprachdolmetschenden (GSD) sowie den Schriftdolmetschenden (SD), die uns im Lauf der Jahre bei verschiedenen Workshops, öffentlichen Veranstaltungen sowie internen Absprachen tatkräftig unterstützten und eine Kommunikation innerhalb des Netzwerks zwischen gebärdensprachlich österreichischen und deutschen sowie lautsprachlich kommunizierenden Personen ermöglicht haben.

In der Netzwerkarbeit sowie der Gestaltung unserer Webseiten haben uns die studentischen Hilfskräfte Sofia Dräger (Göttingen) und Meike Katzek (Erfurt) tatkräftig unterstützt. Tabea Anders unterstütze uns zusätzlich beim Lektorat. Außerdem danken wir Juliane Wenke herzlich für die redaktionelle Mitarbeit in der Vorbereitung des Manuskripts zur Drucklegung. Wir danken Diana Preller von der Bibliothek Hör- und Sprachgeschädigtenwesen in Leipzig für ihre freundliche Unterstützung. Nicht zuletzt danken wir den Reihenherausgeberinnen sowie unseren Ansprechpartner*innen im Campus-Verlag, die diesen Band in dieser Form ermöglicht haben.

Anja Werner dankt darüber hinaus ihren Kindern – Frieda, Konrad und Arthur – für Zerstreuung, Abwechslung und Neugier. Sie dankt ihrem Ehemann, dem Historiker Oliver Werner, für Verständnis, Rückhalt sowie anregende Rückfragen und Hinweise. Marion Schmidt dankt ihrem Ehemann Jonas Krainbring für Unterstützung und Beratung und ihrer Tochter Ava für Fantasie und Fabulieren.

Einleitung

Anja Werner und Marion Schmidt

»Das Unsichtbare sichtbar machen« – diese Titelidee stammt von Helmut Vogel, studierter tauber Historiker und derzeit Präsident des Deutschen Gehörlosen-Bunds (DGB).¹ Unsichtbar ist dabei oft nicht nur die Andersartigkeit des Hörstatus selbst. Hörende Menschen nehmen bis heute kaum wahr, dass taube und schwerhörige Menschen in Vergangenheit und Gegenwart nicht nur ihre Gemeinschaften, sondern auch die Mehrheitsgesellschaft aktiv mitgeprägt haben – obgleich oft eben »übersehen« bzw. marginalisiert. »Übersehen« wurden (und werden) zu oft noch die Kommunikationsvielfalt und damit verbundenen Kulturen gehörloser sowie schwerhöriger Menschen inmitten der mehrheitlich auf Hören und Sprechen ausgerichteten Welt. »Übersehen« werden damit letztlich die Möglichkeiten visuellen Seins und Kommunizierens. Für die hörende Gesellschaft aber auch Wissenschaft rücken stattdessen immer wieder Stereotype über Taubheit in den Vordergrund, die zu oft unkritisch akzeptiert werden und somit diskriminierende Strukturen stützen – die Betroffenen bleiben unsichtbar.²

Wir wollen solche Vorurteile hier nicht wiederholen, sondern ihnen entgegensetzen, dass es bei Gehörlosigkeit und Schwerhörigkeit im Kern um Zugänge zu Kommunikation geht. Nicht das Hörvermögen muss diskutiert werden, sondern die Frage, wie kommuniziert wurde und wird, und warum manche Kommunikationsformen in der Vergangenheit und Gegen-

1 Helmut Vogel während des 5. Workshops des DFG-Netzwerks Gehörlosengeschichte am 21. und 26. September 2023. Ein Konferenzbericht ist auf HSOZKULT verfügbar, vgl. Mund, »4. Tagung des DFG-Netzwerks Gehörlosengeschichte«.

2 Videos mit kurzen Zusammenfassungen der Beiträge dieses Bandes in Deutscher Gebärdensprache und mit Untertitelung und Skripten sind zu finden unter: <https://www.uni-erfurt.de/philosophische-fakultaet/seminare-professuren/historisches-seminar/professuren/neuere-und-zeitgeschichte-und-geschichtsdidaktik/barrierefreiheit-gehoerlosengeschichte/dfg-netzwerk-gehoerlosengeschichte/dgs-videos-unsichtbare-geschichten-sichtbar-machen>

wart als »wertvoller« wahrgenommen werden als andere. Sprache ist nicht auf eine Modalität beschränkt, sie kann oral (also gesprochen), schriftlich (zum Beispiel in Form meist standardisierter Nationalsprachen), visuell (Gebärdensprachen in ihren nationalen und regionalen Ausprägungen) oder sogar taktil sein (wie die von taubblinden Menschen genutzte taktile Gebärdensprache). Menschen können eigene Sprachen in verschiedenen, auf unterschiedliche Sinne ausgerichtete, Modalitäten entwickeln. Welche Sprachmodalitäten vorherrschen, ist historisch und kulturell bedingt. Bis zur Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht im 18. und 19. Jahrhundert beherrschten in Europa die meisten Menschen keine Schriftsprache, sie kommunizierten und tradierten lautsprachlich.³ In anderen Teilen der Welt gab es aber auch Regionen, in denen visuelle Kommunikationsformen die Lautsprache ergänzten. So war die Zeichensprache amerikanischer Ureinwohner, die *Plains Indian Sign Language*, ein Kommunikationsmittel, das über die lautsprachlichen Grenzen verschiedener nordamerikanischer Volksgruppen hinweg Kommunikation ermöglichte.⁴

Heute kommunizieren wir innerhalb der hörenden Mehrheitsgesellschaft routinemäßig laut- und schriftsprachlich – dass das als »normal« gilt, ist jedoch durch geschichtliche Entwicklungen bedingt. Eine Folge dieser kulturellen Normierung ist die Ausgrenzung der vergleichsweise kleinen und eben auch weitgehend »unsichtbaren« Gruppe gehörloser Menschen, die bis heute ebenso wie schwerhörige Menschen als »behindert« stigmatisiert werden. Sie alle werden »unsichtbar« gemacht, indem in den Institutionen der Gesellschaft und nicht zuletzt der Wissenschaft implizit und selbstverständlich Lautsprache als »einzig richtige« Kommunikation angenommen wird. Dieser Gedanke eines Primats der Lautsprache ist gerade im deutschen Sprachraum ausgesprochen fest verwurzelt, was auch dazu geführt hat, dass es hier bis heute keine institutionalisierte Deaf History als Geschichtsschreibung gebärdensprachlich tauber Menschen wie beispielsweise in der angloamerikanischen Welt gibt.⁵

Zwar können auch gehörlose und schwerhörige Menschen mit viel Anstrengung Lautsprache lernen und nutzen, sie können diese aber nicht auf

3 Vgl. z.B. Noack, Geschichte des Lesen- und Schreibenlehrens in Deutschland, 32–33.

4 Es gibt bereits ausdifferenzierte Forschungsarbeiten zum Thema, so 2010 Davis, *Hand Talk: Sign Language among American Indian Nations*. Vgl. auch *Plains Indians Sign Language*, letzter Zugriff: 12.10.2023, <https://www.thinkwy.org/plains-indian-sign-language>.

5 Vgl. z.B. Werner, »Deaf History« als Wissenschaftsgeschichte.

natürlichem Weg durch Zuhören und Nachahmen entwickeln bzw. in Interaktionen mit anderen Menschen gebrauchen. Viele erschließen sich akustische Inhalte komplett oder mit hörverstärkender Technik ergänzend auf visuellen Wegen – entweder durch Absehen vom Mund (»Lippenlesen«) oder durch nonverbale Signale wie Mimik, Gestik, Körperhaltung und nicht zuletzt Gebärden. Die auf diese Art visuell gestützte Lautsprachkommunikation ist eine beeindruckende, anstrengende aber ebenfalls oft »übersehene« Leistungen, da zum Beispiel nur etwa 30 Prozent des Gesagten anhand von Lippenbewegungen erschließbar ist. Der Rest ist reine Kombinationsarbeit auf der Basis von Kontextinformationen und Mikroausdrücken. Selbst mit der besten Hörtechnik handelt es sich letztlich um Illusionen »normalen Hörens«, über das Menschen mit Hörverlusten sich in Gesellschaften einpassen sollen, die indes die Bedeutung visueller Informationsübertragung ausblenden.

Gehörlose und schwerhörige Menschen brauchen – anstatt oder ergänzend zu hörverstärkender Technik – visuelle Zugänge zu Laut- und Schriftsprache sowie Gebärdensprachen. Hörende Kinder erlernen als Muttersprache zuerst eine Lautsprache, bevor sie zu schreiben beginnen. Gehörlose, schwerhörige und ertaubte Kinder benötigen, bevor sie schreiben lernen können, ebenfalls eine natürlich erlernbare Muttersprache, das heißt, eine Muttersprache, die in ihrer internen Logik komplett auf visuellem Weg erschließbar sein muss. Das trifft auch auf Kinder mit Cochlear-Implantaten (CIs) zu, denn die Implantation garantiert nicht, dass Lautsprache akustisch erlernt werden kann.⁶ Stattdessen unterstützen muttersprachliche Kenntnisse einer Gebärdensprache den Lautspracherwerb mit und ohne zusätzliche hörverstärkende Technik – wer seine eigene Sprache gut beherrscht, kann auch eine Fremdsprache leichter erlernen. Das trifft auf lautsprachliche Fremdsprachen zu, aber eben auch dann, wenn Mutter- und Fremdsprache unterschiedliche Modalitäten haben, also zum Beispiel bei Gebärdensprachen und Lautsprachen.

Schriftsprachen bzw. verschriftlichte Sprache sind eine visuell erschließbare Form der Lautsprache, aber keine eigentlich visuelle Sprache. Gebärdensprachen wiederum sind vollwertige, komplexe Sprachen. Ihre Grammatik ist unabhängig von der Grammatik der jeweils vorherrschenden Lautsprache. Sie ermöglichen tauben – und gegebenenfalls auch schwerhörigen – Menschen den differenzierten Ausdruck jeglicher Gedanken. Hörgeschädig-

⁶ Humphries u.a., Support for parents of deaf children.

te Kinder sollten sie so früh wie möglich auch bei zusätzlichem Gebrauch eines CI erlernen, um sie in allen Facetten auf muttersprachlichem Niveau beherrschen zu können. Analog zu Lautsprachen gibt es verschiedene nationale Gebärdensprachen, die wiederum zahlreiche regionale und lokale Dialekte aufweisen, zum Beispiel die Deutsche Gebärdensprache (DGS), die Deutschschweizer Gebärdensprache (DSGS) und die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS). Allein innerhalb der DGS variieren die gebärdeten Dialekte zwischen Hamburg, Berlin, Leipzig und München ebenso stark wie in der deutschen Lautsprache.

In der Wahrnehmung gehörloser und schwerhöriger Menschen seitens der hörenden Mehrheit fehlt es an Wissen um Vielfalt von Hörverlusten, die zum Beispiel nach Grad der Hörschädigung und Art der Kommunikation differenziert werden können und auf unterschiedliche Weise die Selbst-Identifikation von Menschen beeinflussen. Gebärdensprachlich-taube Menschen stehen beispielsweise vor ganz anderen Herausforderungen als lautsprachlich kommunizierende schwerhörige Menschen. Für beide Gruppen ist aber der Zugang zu visuell übertragenen Informationen und Kommunikationsformen essenziell. So haben besonders spätertaube und schwerhörige Menschen oft keinen Zugang oder Bezug zu Gebärdensprache. Spätertaubten und leicht bis mittelgradig schwerhörigen Personen sowie Personen, die gut über technische Hörverstärkung Lautsprache kompensieren können, helfen zusätzliche Verschriftlichungen der Lautsprache, um alle Facetten des Gesagten zu erfassen. Umgekehrt ist, wie oben angedeutet, der Zugang zur Schriftsprache für gehörlos geborene und früh ertaubte Menschen erschwert.

Ein besonders hartnäckiges Klischee stellt eine Verbindung zwischen Hörfähigkeit und intellektueller Leistungsfähigkeit her. Dabei reflektiert das Lautsprachvermögen tauber Menschen nicht deren intellektuelle Leistungsfähigkeit, sondern ihre sensorischen Möglichkeiten, das mehrheitlich akzeptierte Kommunikationsmittel überhaupt nutzen zu können. Wie Lisa Maria Hofer in ihrem Beitrag in diesem Band zeigt, resultiert diese Vermengung von Mutmaßungen über sensorische und intellektuelle Leistungsfähigkeit auch aus von hörenden Lehrer*innen transportierten, diskriminierenden Erwartungshaltungen im Bildungswesen. In einer Gesellschaft, in der Intelligenz immer noch mit sozialer Wertigkeit verbunden ist, bleiben solche Stereotypisierungen stigmatisierend. Noch immer wird daher die Bildung der Betroffenen an erster Stelle auf den »Ausgleich des Defizits« des fehlenden Hörens ausgerichtet, Hören implizit als einziger

Standard akzeptiert. Noch immer liegt der Fokus »nicht« darauf, stattdessen den Ausbau des kommunikativen Spektrums in den Mittelpunkt zu rücken. Wenn wir aber nicht-hörende Menschen immer nur am Hören messen, werden sie immer »behindert« erscheinen, wird ihre visuelle Leistungsfähigkeit übersehen werden.

Bereits in den 1970er Jahren prägte der gehörlose US-amerikanische Wissenschaftler Tom Humphreys den Begriff »Audismus« (englisch *audism*).⁷ Damit beschrieb er »audiozentrische Annahmen und Einstellungen«, die Hören und Sprechen als höherwertig definieren.⁸ Der weitergefasste Begriff »Ableismus« (englisch *ableism*) wiederum bezeichnet die Diskriminierung, Stereotypisierung und Ausgrenzung von Menschen aufgrund einer Behinderung generell.⁹ Audismus und Ableismus äußern sich heute auch darin, dass gehörlosen und schwerhörigen Kindern in Deutschland, Österreich und der Schweiz der Zugang zu visuellen Sprachen immer noch erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht wird.

»Behinderung« ist ein im deutschen Sprachraum gängiger Begriff für all jene Menschen, die sensorisch, körperlich oder kognitiv von weitgehend medizinisch geprägten gesellschaftlichen Normen abweichen. Obwohl es spätestens seit den 1980er Jahren eine rege Aufarbeitung des Schicksals von Menschen mit Behinderungen im Nationalsozialismus gegeben hat, stehen wir in Deutschland, Österreich und der Schweiz dennoch erst am Anfang einer intensiven gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung mit der Geschichte von Menschen mit Behinderungen.¹⁰ Dabei kann eine solche Auseinandersetzung – wie das Beispiel Schweiz erahnen lässt – sich nicht nur auf die Zeit des Nationalsozialismus beschränken.

Die Aufarbeitung der Geschichte schwerhöriger und tauber Menschen bedingt eine umfassende Auseinandersetzung mit Stereotypen, Vorurteilen und Unwissenheit *in allen politischen Systemen und zu allen Zeitpunkten der Vergangenheit bis zur Gegenwart*. Das kann der vorliegende Sammelband selbstverständlich nicht umfassend leisten, aber er kann aufzeigen, wie anregend und aufschlussreich eine solche weitergefasste Auseinandersetzung

7 Humphries, *Communicating Across Cultures*; vgl. auch Lane, *The Mask of Benevolence*, S. 43, 246.

8 Eckert/Rowley, *Audism: A Theory and Practice of Audiocentric Privilege*, S. 99–193.

9 Bogart/Dunn, *Ableism Special Issue Introduction*, S. 650–664.

10 Z. B. Lingelbach/Waldschmidt, *Kontinuitäten, Zensuren, Brüche*; Rösl, *Belastete Familien*; Stoll, *Behinderte Anerkennung*.

mit der Geschichte von Menschen mit »Behinderungen« am Beispiel tauber und schwerhöriger Menschen sein kann, und wie sehr dadurch bestehende Begrifflichkeiten und Kategorisierungen in Frage gestellt werden können.

Unterschwellige, wie selbstverständlich akzeptierte audistische Einstellungen haben das Handeln hörender Menschen und ihrer Institutionen zu verschiedenen Zeitpunkten in der Vergangenheit bestimmt. Sie manifestieren sich in Strukturen systemischer Diskriminierung. Beispielsweise findet sich im Archiv des Auswärtigen Amts (AA) der Bundesrepublik Deutschland eine handschriftliche Notiz vom Januar 1984 zum Deutschen Gehörlosen-Theater, die gängige Stereotype verdeutlicht. »Die Leute sind sehr hartnäckig!«¹¹ heißt es da über die gehörlosen Theaterleute, die um dieselbe Art finanzieller Förderung ihrer Arbeit bitten, wie sie auch anderswo in der Kulturszene üblich ist. Im Austausch mit tauben, schwerhörigen und guthörenden Wissenschaftler*innen hatten wir eine angeregte Diskussion über den Begriff »hartnäckig« in diesem konkreten Kontext – bestärkt er Klischees über taube Menschen, unterminiert er sie oder schafft er gar beides?

Schauen wir uns die beiläufig dahin geschriebene Äußerung etwas genauer an, um dabei die subtilen, systemisch verankerten Mechanismen des Ausgrenzens und nicht zuletzt des »Unsichtbarmachens« offenzulegen. Bei der Äußerung handelt es sich offenbar um eine interne Reaktion von Mitarbeitenden des AA auf eine Anfrage des Deutschen Gehörlosen-Theaters zur Unterstützung eines kulturellen Austauschs mit dem jugoslawischen Gehörlosenverband. Der damalige Geschäftsführer des Gehörlosen-Theaters Robert Brück in Mainz hatte einen »Vorschlag« des jugoslawischen Gehörlosen-Verbands zwecks »eines Kulturaustauschs zwischen der Bundesrepublik und Jugoslawien für Gehörlose« an das Goethe-Institut in München weitergereicht.¹² Brück schrieb:

»Die Jugoslawen möchten im Spätsommer 1984 mit ihrem Theaterensemble zu einer Gastspieltournee nach Deutschland kommen, während unser Theater für 1985 nach Jugoslawien eingeladen wird.

11 Notiz, Auswärtiges Amt, undatiert, ca. Jan. 1984. PA AA B 95 ZA 155502, »Deutsches Gehörlosentheater«.

12 Brief, Robert Brück, Geschäftsführer Deutsches Gehörlosen-Theater in Mainz an Goethe Institut München, II.1.1984. PA AA B 95 ZA 155502, »Deutsches Gehörlosentheater«.

Bevor wir uns näher mit der Sache befassen, bitten wir um Mitteilung, welche Voraussetzungen erfüllt werden müssen, um von Ihnen bei diesem Programm gefördert zu werden.«¹³

In der offiziellen Antwort des Goethe-Instituts an das Gehörlosen-Theater vom 23. Januar 1984 hieß es, dass es bisher keinen solchen Austausch gäbe und »[a]ngesichts der Vielzahl bereits fest geplanter Vorhaben in Jugoslawien [...] keine Möglichkeit der Aufnahme in die Verhandlungen zum nächsten Programm, das für die Jahre 1985 bis 1987 ausgehandelt wird« bestünde.¹⁴

Das mag unverfänglich klingen. Vor dem Hintergrund besagter Notiz werden indes die unterliegenden, ausgrenzenden Vorurteile offensichtlich. Die Notiz wurde offenbar während interner Beratungen des AA in Vorbereitung der Antwort an das Gehörlosen-Theater niedergeschrieben. Im Ganzen gelesen ist sie bestürzend. Sie drückt Vorurteile gegenüber gehörlosen Menschen aus, sogar Verachtung, während gleichzeitig deutlich wird, wie nachdrücklich und ausdauernd gehörlose Aktivisten immer wieder versuchten (und versuchen), mit der mehrheitlich auf Hören ausgerichteten bundesdeutschen Gesellschaft zu kommunizieren und sich in diese kulturell einzubringen – ohne dass diese dafür offen gewesen wäre. Die handschriftliche Notiz lautet im vollen Wortlaut:

»Die Leute sind sehr hartnäckig!

Einmal 1979 bekamen sie einen Zuschuss aus dem Geheimfond des StS [Staatssekretärs?]¹⁵

1983 hat 602 [eine Abteilung im AA] für Teilnahme an einem int. Kongress in Palermo gezahlt

Gi [Goethe-Institut] ist nicht zuständig – da nicht Theater in erster Linie[,] sondern Randgruppe »gehörlos«

Zuständig ist BM [Bundesministerium] für Arbeit[,] dort steht aber kein Geld für solche Vorhaben zur Verfügung.«¹⁶

Mit einem anderen Stift und in anderer Handschrift war hinzugefügt: »sollen sie zuhause bleiben!«¹⁷

13 Ebd.

14 Ebd.

15 Leider ist die handschriftliche Notiz schlecht lesbar, daher kann diese Abkürzung im Moment nicht mit Sicherheit identifiziert und aufgelöst werden.

16 Notiz, Auswärtiges Amt, undatiert, ca. Jan. 1984. PA AA B 95 ZA 155502, »Deutsches Gehörlosentheater«.

17 Ebd.

Die Notiz reflektiert eine aus Vorurteilen und Unwissen resultierende Geringschätzung. Nicht zuletzt lässt die Bezeichnung »Randgruppe« keinen Zweifel an dieser abwertenden Haltung – Gehörlose seien demnach eine Gruppe am »Rande der Gesellschaft«, die aufgrund bestimmter Eigenschaften – eben ein Hörverlust – von dieser stigmatisiert und ausgeschlossen wurde. Offen ausgesprochen wurde diese Haltung indes nicht. Die Notiz verdeutlicht somit exemplarisch, dass in den 1980er Jahren die hörende Mehrheit und ihre Institutionen – die kulturellen wie die politischen – wenig bis überhaupt keinen Wert in der Gehörlosengemeinschaft für die nationale Gemeinschaft sahen.

Während eine umfassende Begriffsgeschichte von »Randgruppe« noch aussteht, lässt sich feststellen, dass dieser Begriff seit Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem für jene Bevölkerungsgruppen benutzt wurde, die Gefahr liefen, als »asozial«, »minderwertig«, oder »nicht zugehörig« stigmatisiert zu werden: Menschen mit Behinderung, mit Migrationshintergrund, Sinti*^zze und Rom*ⁿja, Menschen, die sich den LGBTQ-Gemeinschaften¹⁸ zugehörig fühlen oder solche, deren Familien- und Berufsverhältnisse nicht den Normen der Zeit entsprachen. Demgegenüber bezeichnen sich gebärdensprachlich kommunizierende gehörlose Menschen in Deutschland oft als sprachlich-kulturelle Minderheit – eine Selbstwahrnehmung und -darstellung, die der US-amerikanischen Gehörlosenbewegung und dem internationalen Menschenrechtsdiskurs entlehnt ist.

Zwar werden in Deutschland die Begriffe »Randgruppe« und »Minderheit« manchmal synonymisch verwendet, jedoch sind sie unterschiedlich konnotiert.¹⁹ »Randgruppen« waren schlimmstenfalls Opfer staatlicher Unterdrückung und sozialer Ausgrenzung, bestenfalls Objekt staatlicher »Verbesserungs-« und Erziehungsmaßnahmen. Nationale oder kulturelle »Minderheiten« hingegen haben – oft hart erkämpfte – sprachliche und kulturelle Rechte. In Deutschland wären zum Beispiel die Dänen in Schleswig-Holstein oder die Sorben in der Ober- und Niederlausitz in Teilen des heutigen Sachsens und Brandenburgs zu nennen. Es ist also nicht verwunderlich, dass viele gehörlose Menschen das Konzept »Minderheit« bevorzugen. Auch in der sozialwissenschaftlichen und historischen Forschung löste etwa ab

18 Abkürzung für die englischen Wörter *Lesbian, Gay, Bisexual, Transsexual/Transgender, Queer*, also ein Bezug auf die geschlechtliche Identifikation sowie Identifikation nach sexuellen Praktiken.

19 Einen groben Überblick gibt Scher, *Randgruppen*; eine tiefere komparative Begriffsgeschichte von Minderheit und Randgruppe steht jedoch noch aus.

Ende der 1980er Jahre der Begriff »Minderheit« den Begriff »Randgruppe« ab. In der Mehrheitsgesellschaft, den Medien oder der Politik hingegen werden gehörlose und schwerhörige Menschen zwar (meist) nicht mehr explizit als »Randgruppe« bezeichnet, aber oft noch als solche behandelt: Als Bittsteller, deren Forderungen man mit Hinweis auf ihre Marginalität, ihr nicht Zählen für die Gesamtgesellschaft abtun kann – wie das letztlich auch anhand der oben zitierten Notiz im AA ersichtlich wird.

Es ist daher wichtig, die historischen Wurzeln solcher, auch institutionell verankerter, diskriminierender Vorstellungen über gehörlose und schwerhörige Menschen – und im weiteren Sinne von Vorstellungen über »Behinderung« schlechthin – zu analysieren: Zum einen als Basis für die positive Selbstwahrnehmung von Betroffenen, zum anderen als wichtiger Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte im deutschsprachigen Raum. Sie ermöglicht differenzierte Fallstudien über mehrheitliche Wahrnehmungen und den Umgang mit den wenigen »Anderen«, die trotz aller Barrieren ihr Recht auf ein selbstbestimmtes Leben und die Teilhabe an Bildung, Kultur und Politik fordern und umsetzen²⁰: Trotz Ausgrenzung und Diskriminierung ist die Geschichte und Kultur gehörloser Menschen ein essenzieller Teil der Geschichte Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Sie ist es zum einen Wert, an sich erforscht zu werden, und beleuchtet zum anderen verschiedene Aspekte der Gesellschaftsgeschichte in einem neuen, oft ungewohnten Licht, so das Bildungswesen, die Sprach- und Minderheitenpolitik, Vorstellungen von »Behinderung« und Andersartigkeit, Gleichheit und Ungleichheit, Kultur und Medien. In ganz unterschiedlichen historischen Kontexten finden sich Beispiele, wie gehörlose und schwerhörige Menschen oft unbemerkt von der hörenden Mehrheit eigene Interessen verfolgt und realisiert haben, selbst unter widrigen Umständen. Deutlich wird das beispielsweise in den Beiträgen von Sebastian Schlingheider und Ulrika Mientus in diesem Band, in denen sich die Autor*innen mit den Interessen einer nationalen Gehörlosenvertretung in Deutschland am Beispiel der Weimarer Republik bzw. der jungen Bundesrepublik auseinandersetzen.

Dieser Sammelband fügt sich darüber hinaus auch in eine transnationale Geschichtsschreibung ein, wobei wir uns insbesondere auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede im deutschsprachigen Raum fokussieren. Gemein-

20 Vgl. hierzu auch vorliegende Forschungsarbeiten über Menschen mit weiteren Formen von sensorischer Andersartigkeit wie Sehbeeinträchtigungen, z.B. Klettner und Lingelbach (Hg.), Blindheit in der Gesellschaft.

samkeiten zwischen Deutschland und Österreich sind beispielsweise die Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Langzeitfolgen des Nationalsozialismus sowie mit dem langanhaltenden Einfluss des Oralismus in der Bildung tauber und schwerhöriger Kinder und Jugendlicher. Das Erbe des Oralismus ist auch in der Schweiz ein großes Thema. Gleichzeitig gibt es explizit unterschiedliche Entwicklungen, beispielsweise in der besonderen Konstellation der deutschen Teilung, die aus Sicht der Gehörlosen- und Schwerhörigengemeinschaften noch nahezu komplett unaufgearbeitet ist.²¹ Ein Beitrag zur Schweiz ist in diesem Sammelband leider nicht enthalten, auch wenn Schweizer Forschende Teil des DFG-Netzwerks sind und sich regelmäßig und aktiv an unseren Netzwerktreffen beteiligten, wodurch ein transnationaler Austausch in Vorbereitung dieses Bandes gewährleistet war. Verwiesen sei auf zwei aktuelle Studien zur Geschichte der Gehörlosenbildung in der Schweiz und zur Aufarbeitung der Stellung gehörloser Menschen im Fürsorgesystem und ihrer Emanzipationsbewegung.²² Diese Studien zeigen auch für die Schweiz exemplarisch die lange Wirksamkeit des oralistischen Paradigmas und die Wahrnehmung gehörloser Menschen als gesellschaftlicher »Randgruppe« im Spannungsfeld zwischen Fürsorge und Zwang.

Darüber hinaus haben wir im Band Beiträge, die auf weitere grenzüberschreitende Aspekte der Gehörlosengeschichte eingehen. Beispielsweise zeichnet Radu Harald Dinu den Austausch von hörenden Gehörlospädagogen und gehörlosen Aktivisten (weitgehend nur Männer) in Schweden und Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert nach. Inwiefern die Gehörlosengemeinschaft eine internationale ist, bzw. inwiefern gehörlose Identität »über« nationaler oder ethnischer stehen kann, ist historisch noch kaum im Ansatz erforscht, wenn auch in den vorliegenden Beiträgen offenbar wird, wie nötig und anregend exemplarisch für die Geschichtsschreibung solche Ansätze sein können.

Wir sind sehr dankbar, dass die DFG sich offen für Gehörlosengeschichte zeigte und erst das von 2020 bis 2024 laufende Netzwerk Gehörlosengeschichte²³ und schließlich auch das laufende Projekt einer der Co-Heraus-

21 Ein Schritt in diese Richtung ist die Habilitationsschrift von Werner, »Deaf History« als Wissenschaftsgeschichte.

22 Hesse, *Aus erster Hand*; Swiss Deaf People, letzter Zugriff: 12.10.2023, <https://data.snf.ch/grants/grant/177374>; Blaser/Matter, *Gebärdensprache*.

23 Zum Netzwerk, vgl. auch Schmidt/Dräger/Werner, *Gehörlosengeschichte im deutschsprachigen Raum*.

geberinnen dieses Sammelbandes förderte, dessen erste Ergebnisse hier ebenfalls Eingang finden (Beitrag von Anja Werner). Der vorliegende Band baut auf einem 2019 erschienenen Sammelband auf, in dem wir erstmals den Stand der Gehörlosengeschichte im deutschsprachigen Raum zusammenfassten und um neue Impulse erweiterten.²⁴ Mit jenem – wie auch mit diesem neuen Band – wenden wir uns mit Beiträgen von gebärdensprachlichen, tauben, schwerhörigen, hörgeschädigten, hörbeeinträchtigten, andershörenden und guthörenden Wissenschaftler*innen an ein ebenso diverses Publikum aus einer Vielzahl von Disziplinen und gesellschaftlichen Kontexten. Die Beteiligung von Wissenschaftler*innen aus ganz verschiedenen Fachrichtungen zeigt nicht zuletzt, wie gut sich Deaf History als Fallstudie für interdisziplinäres Arbeiten eignet, gerade auch im Zusammentreffen geistes- und naturwissenschaftlicher Ansätze. Das verdeutlicht beispielsweise Beate Winzer, die ihren Beitrag zwar mit einem medizin- und technikgeschichtlichen Ansatz schreibt, dennoch aber Perspektiven der Deaf und Disability Studies im Blick behält.

Wie der Titel andeutet, soll dieser Band nicht in der Tradition einer Geschichte tauber und schwerhöriger Menschen aus der Perspektive hörender Fachleute stehen. Taube und schwerhörige Menschen haben selbstverständlich aktiv (ihre) Geschichte geformt; ebenso selbstverständlich müssen sie Teil der historisch forschenden Wissenschaftsgemeinschaft sein. Wir freuen uns, dass seit unserem ersten Sammelband 2019²⁵ inzwischen weitere gebärdensprachlich gehörlose und lautsprachlich schwerhörige Wissenschaftler*innen an relevanten historischen Projekten und mit uns im DFG-Netzwerk Gehörlosengeschichte im deutschsprachigen Raum arbeiten. Nicht alle konnten in diesem Band Eingang finden. Besonders hervorzuheben sind deshalb an dieser Stelle die Arbeiten von Mark Zaurov zur Geschichte tauber jüdischer Menschen.²⁶ Zaurov hat 2023 erfolgreich an der Universität Hamburg promoviert und ist damit einer der wenigen tauben Personen in der deutschsprachigen Welt überhaupt, die diesen Schritt geschafft haben. Derzeit ist er der einzige promovierte gebärdensprachlich taube Historiker Deutschlands. An der Universität Wien arbeitet Clara-Maria Kutsch momentan an ihrer Promotion. Sie hat bereits in ihrer Magisterarbeit Aspekte der Aufarbeitung des Nationalsozialismus aus der

24 Schmidt/Werner, Zwischen Fremdbestimmung und Autonomie.

25 Ebd.

26 Vgl. z. B. Zaurov, Gehörlose Juden: Eine doppelte kulturelle Minderheit.

Perspektive gehörloser Menschen erforscht.²⁷ Beiden ist die Promotion möglich, weil es an ihren Universitäten besondere Sensibilisierung und Strukturen für die wissenschaftliche Weiterqualifizierung gehörloser und schwerhöriger Menschen gibt.

Die wissenschaftliche Arbeit ist aber für gehörlose und schwerhörige Menschen noch immer massiv erschwert. Sie erfahren in ihrer Beteiligung an Wissenschaft und beim Zugang zu wissenschaftlichen Ergebnissen systematisch Ausgrenzung und Diskriminierung. Wie die Evaluierung der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland und Österreich im August 2023 gezeigt hat, bestehen weiterhin große Mängel in Sachen Inklusion.²⁸ Dabei steht das Thema des Zugangs von Menschen mit Behinderungen zur höheren Bildung oder gar Lehre und Forschung noch nicht einmal an erster Stelle der zu bewältigenden Herausforderungen. Bereits in der frühkindlichen Förderung von Kindern mit Behinderungen ist zum Beispiel in Deutschland Inklusion immer noch nicht gewährleistet. Sie werden auf einen separaten, exkludierenden sonderpädagogischen Weg gelenkt, auf dem höhere Bildung gar nicht vorgesehen ist.

Wie Paula Mund und Juliane Wenke in ihrem Beitrag in diesem Band zur Problematik des Zugangs zur höheren Bildung für Menschen mit Hörschädigungen/Hörbeeinträchtigungen verdeutlichen, findet *unmittelbare* Forschungskommunikation in Deutschland heute in der Regel vornehmlich lautsprachlich statt. Auch wenn Forschungsergebnisse schriftsprachlich verfügbar sind, werden gehörlose und taube Menschen, ob lautsprachlich oder gebärdend kommunizierend, von gesprochener Sprache ausgeschlossen. Das beinhaltet Lehrveranstaltungen, Kolloquien und Gremiensitzungen ebenso wie zum Beispiel das Arbeiten in studentischen Arbeitsgruppen und nicht zuletzt informelle Gespräche zwischen Veranstaltungen oder in sozialen Räumen wie der Mensa oder beim Universitätssport. Wenke und Mund beschreiben in ihrem Beitrag nicht nur die Herausforderungen, die das mit sich bringt, sondern sie stellen auch Alternativen vor und verdeutlichen, wie viele Hürden einer Umsetzung des Barriereabbaus in materieller und ideeller Sicht noch immer im Wege stehen. Demgegenüber gibt es in Österreich zum Beispiel an der TU Wien ein Modellprojekt, um hörgeschädigte

27 Kutsch, Erst Sterilisation, dann Selektion? (Teil I und Teil II).

28 Zante im Interview mit Helmut Vogel, »Sehr rechtstheoretisch«, letzter Zugriff: 06.09.2023, <https://www.taubenschlag.de/2023/09/sehr-rechtstheoretisch-der-dgb-im-interview-zur-2-staatenpruefung-in-genf/>.

Personen in Studium, Forschung und Lehre zu inkludieren.²⁹ Zwar gibt es in Deutschland vereinzelt Initiativen, die eine solche Inklusion anstreben, diesen fehlt es aber an finanzieller Absicherung und politischer Unterstützung.³⁰ Eine permanente und finanziell abgesicherte Anlaufstelle für alle – von Studierenden bis Professor*innen – bleibt in Deutschland derzeit noch ein Traum. Die Situation in der Schweiz ist ähnlich.

Wer Gehörlosengeschichte betreibt, muss sich mit Barrieren, mangelnder Barrierefreiheit bzw. Barrierearmut beschäftigen. Das kann nicht nur für selbst betroffene Forschende gelten, sondern muss in der Zusammenarbeit und Vernetzung auch für hörende Forschende Thema sein. Wie eklatant diese Barrieren jedoch immer noch sind, wurde und wird uns hörenden Herausgeberinnen erst in der engen Vernetzung und Zusammenarbeit deutlich. Barrieren und mangelnde Barrierefreiheit sind und bleiben ein wichtiges Thema der (historischen) Forschung, ebenso wie die Diskriminierung und Ausgrenzung tauber und schwerhöriger Menschen von Bildung, Wissenschaft, dem Zugang zu medizinischen Dienstleistungen, sowie überhaupt zum gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben. Die historische Forschung kann dazu beitragen, Barrieren abzubauen, indem unter anderem deren historisch bedingte Ursachen analysiert sowie die Entwicklung und Verfestigung von Stereotypen über taube und schwerhörige Menschen aufgedeckt werden.

Das Thema ist natürlich ein viel weiteres Feld, wie der Beitrag von Markus Spöhrer über taube Gamer in Deutschland verdeutlicht – ein rein auf Hören ausgerichtetes Denken kann sich in allen Lebensbereichen finden. Ein Blick jenseits dieser audistischen Denkmusters kann aber auch neue Möglichkeiten eröffnen – und zwar explizit solche Möglichkeiten, von denen auch nicht-Betroffene (also hörende) Menschen profitieren können. So zeigt der erwähnte Beitrag von Mund und Wenke, dass Schriftdolmetschung zwar primär Zugänge für schwerhörige Studierende ermöglicht, aber auch für andere Teilnehmende ein hilfreiches Instrument ist, um Inhalten zu folgen oder Verpasstes nachzuholen. Spöhrer zeigt dem gegenüber, dass rein visuelle Kommunikation unter Gamern auch Vorteile mit sich bringen sowie helfen kann Vorurteile der hörenden Mitspielenden abzubauen.

29 GESTU, <https://www.tuwien.at/studium/studieren-an-der-tuw/gestu>.

30 Ein Beispiel ist die AG Barrierefreiheit an der Universität Erfurt, die im Sommersemester 2021 am Historischen Seminar ins Leben gerufen wurde.

Ein Ergebnis der Auseinandersetzung mit insbesondere kommunikativen Barrieren, das gar nicht oft genug betont werden kann: Ihr Abbau nützt nicht nur scheinbar eng umgrenzten und wenig sichtbaren Gruppen wie eben tauben und schwerhörigen Menschen, sondern letztlich allen – seien es Personen mit Betreuungsaufgaben, Studierende mit Nebenjobs, chronisch Kranke oder Menschen mit geringen Kenntnissen der deutschen Laut- und Schriftsprache. Der Abbau dieser Barrieren ist damit auch eine Auseinandersetzung mit der tief verankerten Vorstellung des »idealen Wissenschaftlers«: männlich, körperlich und geistig uneingeschränkt leistungsfähig, örtlich mobil und ohne Sorgeverpflichtungen. Dieses Ideal schließt aber einen signifikanten Teil der Bevölkerung aus. Ein Beispiel ist die Art der Durchführung von Veranstaltungen. Das stets präsente Thema, wie hörende, schwerhörige und taube Wissenschaftler*innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz – drei Ländern mit derselben Laut- und Schriftsprache aber unterschiedlichen Gebärdensprachen – miteinander am besten kommunizieren können, führte dazu, dass wir uns von Anfang an auf Online-Workshops einließen. Das hatte aber auch den unvermuteten Nebeneffekt, dass sich nicht nur für uns Herausgeberinnen die internationale Netzwerk- und transdisziplinäre Forschungsarbeit besser mit familiären Verpflichtungen verbinden ließen. Durch Online-Workshops wurde es möglich, Betreuungszeiten besser berücksichtigen zu können und überhaupt zu familiären Schwerpunktzeiten privat verfügbar und nicht in einer fremden Stadt im Hotel zu sein. Nicht zuletzt ermöglichte es das Onlineformat, dass interessierte Menschen aus (nicht nur) ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz Vorträge und Veranstaltungen des Netzwerks besuchen konnten – insbesondere auch taube und schwerhörige Menschen, die so eher neben dem Hauptberuf Zeit finden konnten, da sie sich von überall einloggen konnten. Die öffentlichen, in mehreren nationalen Gebärdensprachen angebotenen sowie live transkribierten Vorträge stießen auf großes Interesse in der Gehörlosengemeinschaft.

Um den barrierearmen Austausch im DFG-Netzwerk Gehörlosengeschichte zu gewährleisten, fanden dank der großzügigen Unterstützung der DFG und der Universitätsmedizin Göttingen alle Treffen mit Dolmetschenden für DGS, ÖGS sowie mit Schriftdolmetschenden statt. Dass gleich mehrere Teams von Dolmetschenden verfügbar und finanzierbar sind, ist leider immer noch eine große Ausnahme. Meist muss gekämpft werden, um überhaupt eine Form der Verdolmetschung gewährleisten zu können. Damit die Ergebnisse in diesem Band auch der Gemeinschaft zugänglich sind, aus der

sie kommen, gibt es begleitend online kurze Zusammenfassungen in Deutscher Gebärdensprache und mit Untertitelung und Skripten. Einen Link zu diesen Videos findet sich in diesem Band auf Seite 4. Die Umsetzung dieser Videos war möglich durch zusätzliche finanzielle Unterstützung durch das Forschungsförderprogramm der Universitätsmedizin Göttingen und die Werner-Schurig-Stiftung zur Förderung der Medizinischen Wissenschaft und Forschung. In der Vorbereitung haben wir eng mit Vertreter*innen von Interessenverbänden wie dem Deutschen Gehörlosen-Bund e.V. (DGB) und der Bundesvereinigung zur Kultur und Geschichte Gehörloser e.V. (BV KuGG) zusammengearbeitet. Leider hätte es den finanziellen Rahmen des Projektes gesprengt, die Videos auch in der Österreichischen Gebärdensprache (ÖGS), der Deutschschweizer Gebärdensprache (DSGS) oder in International Sign (IS) anzubieten. Dennoch soll dieser Band auch als Anregung dazu dienen, Forschungsergebnisse zukünftig barriereärmer zu kommunizieren.

Wie im vorliegenden Band deutlich wird, hat sich seit unserem ersten Sammelband 2019 viel getan in der Forschung und Vernetzung. Viele Themen sind aber auch noch zu entdecken und aufzuarbeiten. Von 2020 bis 2024 hat das DFG-Netzwerk Gehörlosengeschichte dazu beigetragen, erste Strukturen zu schaffen und Austausch zu ermöglichen, Diskussion über Konzepte anzuregen und diese für den deutschen Sprachraum angepasst an die unterschiedlichen nationalen Kontexte nutzbar zu machen.³¹ Wichtige neue Themen wurden im Austausch erschlossen, darunter Diversität innerhalb der Gehörlosengemeinschaft, spezifische Probleme einer Geschichte schwerhöriger Menschen, Intersektionalität und Hörverlust, nationale und regionale Traditionen der »Taubstummensbildung« sowie überhaupt der Zugang zur Geschichtswissenschaft für taube und schwerhörige Menschen.³²

31 Vgl. Schmidt/Dräger/Werner, Gehörlosengeschichte im deutschsprachigen Raum.

32 Vgl. die diversen Workshop-Berichte: Kutsch, Bericht des ersten Workshops des DFG Netzwerks Gehörlosengeschichte, letzter Zugriff: 07.05.2021, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127492>; Blaser, Gehörlosengeschichte als Community History, letzter Zugriff: 16.11.2021, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127702>; Mund, 4. Tagung des DFG-Netzwerks Gehörlosengeschichte: Methoden und Quellen in der Gehörlosengeschichte, letzter Zugriff: 14.01.2023, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-132860>; Hofer, »Die Leute sind sehr hartnäckig!«. Nichthören und Andershören im deutschsprachigen Raum vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, letzter Zugriff: 13.02.2024, www.hsozkult.de/index.php/conferencereport/id/fdkn-141253.

Es fehlen aber weiterhin verstetigte akademische Strukturen und Lehrstühle zur Geschichte tauber Menschen oder auch verwandter Themen wie der Geschichte der Sonder-, Förder- und Rehabilitationspädagogik. Trotz der in den letzten fünf Jahren vorangeschrittenen Vernetzung bleibt die Tatsache bestehen, dass sich vereinzelte Forschende in ganz unterschiedlichen Fachrichtungen um Aspekte und einzelne Themen einer Gehörlosen- und Schwerhörigengeschichte im deutschsprachigen Raum bemühen, dies aber in der Logik ihrer in Ansätzen und Methodik oft sehr unterschiedlichen Disziplinen tun. Es fehlt eine dauerhafte akademische Plattform, um diese Interdisziplinarität konstruktiv zu verhandeln und fokussiert zu entwickeln und daraus wiederum Impulse in die involvierten Disziplinen zurückzugeben. Der vorliegende Band verdeutlicht in seinen einzelnen Beiträgen, wie anregend eine solche Herangehensweise sein kann – so spürt Markus Spöhrer als Medienwissenschaftler der Zugänglichkeit von Computerspielen für Deaf Gamers nach, während die Erziehungswissenschaftlerinnen Ines Pott hast und Bettina Lindmeier mit lebensgeschichtlichen Interviews eine innerfamiliäre Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Kommunikationsmodellen über politisch-gesellschaftliche Zäsuren hinweg analysieren. Sylvia Wolff, ebenfalls Erziehungswissenschaftlerin, fügt die Ebene der Auseinandersetzung mit der Geschichte von Unterrichtsinhalten und Vermittlungsformaten hinzu, die sie am Beispiel der Etablierung des Unterrichtsfachs Deutsche Gebärdensprache verdeutlicht. Die Linguistin Hanna Jaeger untersucht wiederum, welche Quellen für eine Geschichte von Gebärdensprache selbst aus dem 19. Jahrhundert verfügbar sind, und wie diese in ihren gesellschaftspolitischen Kontexten gelesen werden können.

Eine weiterführende Institutionalisierung wäre sehr wünschenswert, denn, wie in diesem neuen Band noch stärker als im ersten Band auffällt, die Auseinandersetzung mit der Geschichte gehörloser und tauber Menschen hat große Aussagekraft über Vorstellungen der hörenden Mehrheitskultur. In gewisser Weise ist Gehörlosengeschichte ein Spiegel der Mehrheitsgesellschaft, der es ermöglicht, scheinbar vertraute Themen aus ungewohnten Perspektiven neu zu erleben und wissenschaftlich zu analysieren. Die Geschichte gehörloser und schwerhöriger Menschen ist nicht »bloß« die Geschichte einer »Minderheit« oder gar »Randgruppe«. Es ist vielmehr ein Blick auf die Gesellschaft in ihrem Umgang mit einem von ihr kaum wahrgenommenen »Anderen«, dessen Repräsentant*innen – taube und schwerhörige Menschen – dennoch diese Gesellschaft immer schon aktiv mitgestaltet haben.

Eine Institutionalisierung ist auch nötig, um sensibler mit der Frage umgehen zu können, wer eigentlich die Macht über Geschichtsbilder hat. Bis in die 1990er Jahre wurde die Geschichte tauber Menschen vornehmlich von hörenden Pädagogen wie Armin Löwe (1992), Otto Kröhnert (1966) oder Paul Schumann (1940) verfasst, die dementsprechend – sicher mit besten, aber eben auch paternalistischen Intentionen – rein hörende Sichtweisen auf Hörverluste präsentierten, ohne sich weitgehend für die Idee zu öffnen, dass gehörlose und schwerhörige Sichtweisen ganz anders sein könnten.³³ Wer bestimmt, wer wozu forscht? Diese Frage stellt sich nicht zuletzt für Drittmittelgeber, die auf der Basis fachlicher Expertisen und formaler Qualifizierungen Entscheidungen treffen. Gehörlose und schwerhörige Menschen erreichen aber aufgrund von Ausgrenzung und Diskriminierung diese Qualifizierungsebenen immer noch viel zu selten und sind deshalb auch kaum oder gar nicht in den entsprechenden Gremien der Drittmittelgeber vertreten. Wenn also fachliche Expertise im rein hörenden Universum verhaftet bleibt, werden andersgeartete gehörlose und schwerhörige Sichtweisen weiterhin nicht erkannt, nicht gefördert und eben auch nicht institutionalisiert.

Neben der Frage der Institutionalisierung und Finanzierung bedarf es auf inhaltlicher Ebene an erster Stelle einer kritischen Auseinandersetzung mit der Terminologie. Der Begriff »Deaf History«, der auch im Deutschen oft verwendet wird, entstammt einer spezifischen anglo-amerikanischen Tradition. Dort hat sich in den letzten Jahren sehr viel auch an konzeptioneller Arbeit getan. Allerdings lassen sich diese Ansätze nicht immer und ohne weiteres auf den deutschen Sprachraum anpassen, wo es andere Traditionen von Bildung, Staatlichkeit, Fürsorge und dem Umgang mit Menschen mit Behinderungen, Diversität und »Otherness« (Andersartigkeit) gibt. Der Begriff »Deaf History« selbst bezieht sich im engeren Sinn auf gebärdensprachlich kommunizierende Gemeinschaften gehörloser Menschen. Im Netzwerk hatten wir teils erhitzte Debatten darüber, inwiefern eine Deaf History im weiteren Sinne auch Raum für die Geschichte schwerhöriger oder lautsprachlich kommunizierender gehörloser Menschen bieten kann. Wie Nathalie Zechner in ihrem Beitrag zur Geschichte der Schwerhörigenbildung jedoch aufzeigt, setzte sich die Idee einer Abgrenzung schwerhöriger von tauben Schüler*innen erst zu Beginn des

33 Vgl. z.B. Löwe, Hörgeschädigtenpädagogik international; Kröhnert, Die sprachliche Bildung des Gehörlosen; Schumann, Geschichte des Taubstummenwesens, vom deutschen Standpunkt aus.

20. Jahrhunderts durch. Davor macht es also wenig Sinn, strikt zwischen einer Gehörlosen- und einer Schwerhörigengeschichte zu unterscheiden. Darüber hinaus bleiben weiter Gemeinsamkeiten. Heute wie damals erfahren sowohl schwerhörige wie gehörlose Menschen einen starken, durch audistische und ableistische Paradigmen geprägten Druck, sich der hörenden, sprechenden Mehrheitsgesellschaft anzupassen und möglichst wenig »aufzufallen«.

Nicht nur der Begriff »Deaf History« bedarf einer Definition. Es stellt sich generell die Frage, was gute Begriffe in der Auseinandersetzung mit (Nicht-)Hören bzw. mit visueller Kommunikation sind. So können sich, wie oben bereits angedeutet, taube Menschen nach Hörstatus oder nach präferierter Kommunikationsform identifizieren. Das heißt, in manchen Kontexten bietet es sich an, eher von »gebärdensprachlich« und »lautsprachlich« statt vom eigentlichen Hörstatus einer Person zu sprechen. Dann nämlich, wenn die kommunikativen Herausforderungen und weniger das (Un-)Vermögen zu hören im Vordergrund stehen. Anders gesagt: In Gemeinschaften, in denen ein signifikanter Teil der hörenden Personen die lokale Gebärdensprache verstehen, spielt der Hörstatus weniger eine Rolle. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn Taubheit als kulturhistorische Größe und weniger als Defizit diskutiert wird.³⁴ Im deutschsprachigen Raum dominiert aber in der öffentlichen und oft auch wissenschaftlichen Wahrnehmung immer noch das Defizitdenken, vermischt mit dem audistischen Primat der Lautsprache.

In der Vergangenheit wurden Begriffe wie »Gebärdensprache«, »gehörlos« sowie das inzwischen tabuisierte »taubstumm« oft vage und schwammig in ihrer Bedeutung verwendet, unter Umständen auch abweichend von heutigen Zuschreibungen. Hierzu gibt es erste Forschungen, aber noch keine tiefgreifenden historischen Betrachtungen.³⁵ Nicht zuletzt zeigt das Nachdenken über Begrifflichkeiten und deren Definitionen die Vielfalt von Erfahrungen mit Nicht- oder Andershören und die eigenen Perspektiven

34 Es gibt historische Beispiele für Gemeinschaften, in denen überdurchschnittlich viele taube Menschen lebten, so dass Hörverluste praktisch eine Normalität darstellen. Vgl. Groce, *Everyone Here Spoke Sign Language*; Kusters, *Deaf Space in Adamorobe*.

35 Zur Nutzung verschiedener Begrifflichkeiten zum Thema Hörverlust, vgl. Werner, *Hörgeschädigte Menschen als Patienten in der DDR*, S. 31–32. Franz Dotter setzt sich mit aktuellen Definitionen auseinander, vgl. Dotter, *Hörbehindert = gehörlos oder resthörig oder schwerhörig*, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-322890>. Vgl. auch Werner, *Lautsprache, Gebärdensysteme oder Gebärdensprache*.

tauber und schwerhöriger Menschen auf. Das zeigt ein Blick in die Gegenwart: Auch dann, wenn der Hörverlust heutzutage akkurat messbar und »objektiv« darstellbar ist, kann das Hörempfinden und die Identität schwerhöriger und tauber Menschen selbst mit ähnlichem Hörverlust stark variieren. Diese Erkenntnis gilt auch für die Vergangenheit und zeigt die Notwendigkeit einer flexiblen Geschichtsschreibung, die diesen verschiedenen Facetten Rechnung trägt und auch deren Potential aufzeigt: Nicht-Hören oder Anders-Hören ist nicht nur ein Defizit. Es ist auch eine Chance auf eine andere Weltsicht, ein Phänomen, das in den angloamerikanischen Deaf Studies inzwischen als »Deaf Gain« bezeichnet wird.³⁶ Dieser Ansatz ermöglicht es über die vielfältigen Möglichkeiten menschlicher Kommunikation, Wahrnehmung und Beziehungnahme nachzudenken, beispielsweise über zusätzliche visuelle und taktile Alternativen zu einer rein akustischen Nutzung von Signalen in Musik, Tanz und im Theater.³⁷

Verbunden mit der Frage nach Begrifflichkeiten ist auch die Frage nach Gendern. In historischen Kontexten ist Gendern generell schwierig, weil öffentliche Sphären bis in die jüngste Vergangenheit mit wenigen Ausnahmen männlich geprägt waren. Auch wenn es sicher immer Menschen gab, die nicht dem binären Geschlechtsmodell entsprachen, und selbst wenn vereinzelt Frauen im öffentlichen Raum, in Politik und Kultur auftauchten, waren diese Sphären dennoch männlich dominiert und konnotiert. Stattdessen muss gefragt werden, inwiefern solche vereinzelt Frauen es schafften, sich gegen eine »Vermännlichung« zu behaupten. Gerade in der Deaf History hat die Frage nach Gender und überhaupt Intersektionalität bisher noch kaum Einzug halten können (was eben auch der fehlenden Institutionalisierung geschuldet ist) – im vorliegenden Band verdeutlicht der Beitrag von Lisa Maria Hofer zur Taubstummenanstalt Linz im frühen 19. Jahrhundert, wie stark damals in den beruflichen Aussichten der Schülerinnen und Schüler deren Geschlecht (neben sozialem Status und

36 Vgl. z.B. Murray/Baumann, Deaf Gain. Raising the Stakes for Human Diversity.

37 Die Solo-Percussionistin Evelyn Glennie hat nur 20% Hörvermögen und nimmt Töne und Musik weitgehend über Vibrationen wahr, vgl. »Glennie, Evelyn«, <https://kunst-und-natur.de/stiftung/veranstaltungen/referent-innen/speaker/glennie-evelyn>. Der hörende Musiker Helmut Oehring, selbst Kind tauber Eltern, komponiert für »Ohr und Auge«, vgl., Herbon, »Musiker für Ohr und Auge«, 08.01.2012, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/komponist-helmut-oehring-musikerfuhr-ohr-und-auge-1.1251398>. Zu Taubheit und Theater vgl. auch Rafael Ugarte Chacón gleichnamige Studie von 2015.